

»Nach dem Essen wechseln wir auf die Sitzgruppe. Niemand möchte auf der Couch Platz nehmen, auch Sophie nicht. Die Bedienstete trägt einen Stuhl heran, hart und dunkel, ich überlege, ob man sie dazu bitten sollte, aber sie verschwindet in der Küche, während mein Bruder den Stuhl überflüssig macht, indem er sich wegen eines Telefontermins mit der Rechtsanwaltsgehilfin entschuldigt. Die Bedienstete serviert Kaffee, Gebäck fehlt, die blaue Dose ist leer, die Mäuse sind still. Dann möchte Mutter wissen, was wir noch vorhaben; sie habe gelesen, dass ein besonderer Film gezeigt werde im Strandtheater am Abend, wobei sie statt Film tatsächlich ›Lichtspiel‹ sagt. ›Ein Lichtspiel mit Agenten‹.«

Der Roman »Am Rande des Glücks« ist tatsächlich eine Art Lichtspiel mit Agenten – darin ein gestorbener Großvater, eine verwirrende Familie, eine Liebesgeschichte, in die ein Vater eingreift, und eine Dame mit Schal. »Am Rande des Glücks« erzählt von verlorenen Zeiten aus der Sicht eines kaum erwachsen gewordenen Psychotikers.

*René Hamann*, geboren 1971, lebt als freier Autor und Journalist in Berlin. Er erhielt unter anderem das Arbeitsstipendium des Berliner Senats und den Lauter-Niemand-Lyrikpreis. Veröffentlichungen unter anderem: »Neue Kokons«, Gedichte, »Das Mädchen und die Stadt«, Erzählung, »Schaum für immer«, Roman, und »Berge und Täler, davor Männer und Frauen«, Gedichte. Im Verbrecher Verlag erschien das sehr gerühmte Berlin-Buch »Das Alphabet der Stadt«.

**René Hamann**

# AM RANDE DES GLÜCKS

**ROMAN**

VERBRECHER VERLAG

Erste Auflage  
Verbrecher Verlag Berlin 2011  
www.verbrecherei.de  
© Verbrecher Verlag 2011  
Einbandentwurf: Sarah Lamparter  
Lektorat: Doris Formanek  
Satz: Christian Walter  
ISBN: 978-3-940426-95-6

Printed in Germany

*Der Verlag dankt Laura Basten*

Ich torkele durch die Menge, schwer, träge und traurig. Ich schleiche durch automatische Schiebetüren und fühle mich aufgeklappt und auseinandergenommen. Ich bin nicht in Form. Ich bin selten in Form. Da ist etwas, das ich nicht verdauen kann. Dem ich jetzt aber folgen muss.

Ich verlasse den Bahnhof, lasse die vor dem Bahnhofsgebäude wartenden Taxis stehen und beschleunige den Schritt in Richtung Parkhaus. Ich weiß nicht, warum ich so larmoyant bin. Ich sollte um sie kämpfen, mir den Kampf auf die Fahnen schreiben, denke ich, während ich die grauen Stufen zum oberen Parkdeck hinaufsteige, ich sollte zusehen, das mit dem Landsitz und der Erbschaft so schnell wie möglich zu erledigen. Ich setze mich ins Auto. Ich fahre los. Das Servicepersonal in dem Plexiglasten an der Ausfahrt, einer Klitsche mit plastikgelbem Tresen, schaut betont gleichgültig aus der Wäsche, es besteht aus einem blonden Studenten mit einem alten Kassengestell vom Flohmarkt auf der Nase und einer orangefarbenen Kappe auf dem Kopf. Er schaut mir kurz ins Gesicht und winkt mich durch.

Ich fahre zwei Stunden besinnungslos durch die Stadt. Danach brauche ich noch eine weitere Stunde, um nach Hause zu finden. Die Hände am Steuer, den Kopf in den Wolken. Farben, Wolken, Verkehr. Ich hänge eine schneeweiße Limou-

sine ab, von der ich mich verfolgt fühle, dann einen roten Simca. Ich fahre in eine ehemalige Tankstelle, die jetzt als Imbiss fungiert, und vergifte mich mit billigem Essen. Ich fahre weiter, lasse den Wagen irgendwo stehen, gehe in eine Bar und vergifte mich mit Alkohol. Ich schaue etlichen Menschen, die mich nichts angehen, ins Gesicht, ich vernehme sogar einige Worte, aber auch die rauschen vorbei. Ich gehe zu Fuß nach Hause. Die Gehsteige verwandeln sich in Dauergebäck.

In der Mitte der Nacht finde ich mich allein im wüstenhaften Bett meines kontinentgroßen Zimmers wieder. Ich versuche zu schlafen. Es gelingt mir nicht. Es ist still, es ist spät. Ich wälze mich herum und schaue durch die Wohnung. Mein Appartement schwankt vor sich hin. Die Möbel wirken vertraut, das Telefon, ein altes, cyanblaues Modell, steht still auf der Auslegware, die Jalousien zittern. Ich schließe die Fenster, versuche, mich zu beruhigen und mache die Augen zu. Für einen Moment kann ich mich beim Einschlafen beobachten, dann laufen die Bilder selbständig. Hinter den geschlossenen Lidern taucht eine Dame mit einem langen, blutroten Schal aus Kaschmir auf, dessen langes Ende sich über eine frisch gebohnerte Fläche legt. Die Dame spricht mit einem Schaffner, der mir bekannt vorkommt. Wir scheinen uns in einem Zug zu befinden. Einem fahrenden Schaufenster, in dem allerdings nichts zu erkennen ist. Der Schaffner, ein dürrer Mann mit akkuratem Schnauzbart, wendet sich als nächstes mir zu und wippt auf den Fußspitzen hin und her, während ich die Taschen nach einem Fahrschein durchsuche. Dann schiebt er seinen Hut nach hinten und beugt sich über den hingehal-

tenen Ausweis. Er scheint kurzsichtig zu sein. In seinem Gesicht arbeitet es, der Ausweis scheint ihn zu beeindrucken, mit zitternden Händen reicht er ihn zurück, tippt an seinen Hut und verneigt sich. Der Hut ist blau.

Eigentlich habe ich noch hinter das Geheimnis des Schals kommen wollen, da bin ich schon wieder wach. Das Appartement schweigt. Eine halbe Stunde lang zähle ich die Risse in der Decke. Dann stehe ich auf, ziehe mich aus, putze mir die Zähne, rauche eine Zigarette und lege mich wieder hin. Ich schließe die Augen und versuche, nicht länger an diesen Tag zu denken. Ich bemühe mich, die Bilder laufen zu lassen. Netter Versuch, aber sinnlos. Denn bald setzt wieder ein krankes Kreisen ein. Ich sperre die Augen auf und krümme mich.

Hoffentlich hält der Magen durch. Ich werde mich auf den Boden legen, beschließe ich. Aber ich rühre mich nicht von der Stelle.

Ich versuche mich abzulenken und denke über Vater nach. Ich erinnere mich. Manchmal schrieb er Reden. Er schaute sich die Aufzeichnungen von Reden anderer Leute auf Video an und schrieb sich die besten Stellen heraus, aus denen er seine eigenen Reden zusammen montierte. Jahrelang machte er in seiner Freizeit kaum etwas anderes. Videos angucken, mitschreiben, zusammenbasteln.

In der Wohnung über mir schreit eine Frau. Nach Sex hört sich das nicht an. Dann klingt es, als ob drei Hubschrauber über dem Haus kreisen. Nach einer Weile ist es wieder still. Ich trinke etwas Saft. Ich überlege, der Koalition gegen Schlaflosigkeit beizutreten. Ich drehe mich um. Das Telefon bleibt ruhig. Irgendwann verliere ich das Bewusstsein.

Als ich wieder zu mir komme, fällt sattes, gleißendes Licht durch die Ritzen der Jalousie. Ich stehe auf, ziehe die Jalousien hoch, setze mich verstört auf den Schreibtischstuhl und starre aus dem Fenster auf die Straße hinunter, auf der sich nichts weiter tut. Ein paar schlafende Autos, stumme Stromkästen, beklebte Verkehrsschilder, eine geschmeidig über den Asphalt streunende Katze. Kein Verkehr. Ein Greis mit einer Drehorgel, der um die Ecke biegt und anfängt, ein Lied zu kurbeln, eine Weise aus dem vergangenen Jahrhundert. Leider ziemlich leiernd. Ein Nachbar aus dem zweiten Stock wirft mit Münzen. Der Greis trägt einen blassgrauen Mantel, der ihm um die Arme schlackert, als er sich nach den Münzen bückt. Dabei hält er sich den Mantel zusammen, rutscht auf den Knien herum und sammelt die Münzen nach und nach ein. Ich mache mir einen Kaffee. Auf der anderen Straßenseite hält eine schneeweiße Limousine mit getönten Scheiben. Der Motor wird abgestellt, niemand steigt aus. Der Greis wartet neben seiner Orgel und wischt sich den Schweiß von der Stirn.

Ich fühle mich klebrig, habe aber kaum noch frische Klammotten. Im Rollkoffer finden sich eine Hose und ein hellblaues T-Shirt. Ich habe etwas Angst, aber das liegt daran, dass ich keinen Sport treibe. Ich bin überempfindlich. Ich überlege, ob ich mich bei Mutter melden soll. Die Limousine kommt mir irgendwie bekannt vor, Mutter hebt nicht ab, vermutlich ist sie an den Strand gefahren oder zu einem ihrer Kurse, die sie seit ihrer Scheidung häufiger frequentiert. Die Ansage ihres Anrufbeantworters klingt ruhig. Eine sanfte Stimme, ein Pfeifton, der mich schweigen macht. Die Weise des Orgelspielers tönt von der Straße herauf, vielleicht hat

sie es noch auf das Band geschafft. Die Limousine rührt sich nicht vom Fleck, der Greis peilt seine nächste Runde an, eiert an der Limousine vorbei. Ich werfe einiges von der Schmutzwäsche in den Koffer. Nur die nötigsten Sachen. Unterwäsche, ein paar Hosen, zwei, drei Hemden, ein Buch. Im Haus gegenüber öffnet sich ein Fenster. Ein Rentnerkopf erscheint, dazu eine schwingende Faust, er krakeelt in Richtung Limousine, die sich tatsächlich davon beeindruckt lässt. Jedenfalls startet der Motor, der Rentner schließt mit entschlossener Miene sein Fenster, die Limousine rauscht ab.

Ich verlasse die Wohnung und gehe nach draußen. Ich suche den nächsten Waschsalon auf und werfe die Wäsche in eine Maschine. Dann lasse ich die Maschine allein und setze mich in das Bistro an der Ecke. Der Barman, bei dem ich einen Espresso und ein Croissant bestelle, fixiert mich mit seinem Blick und fragt, ob es mir gut gehe – wie er es eigentlich immer tut. Aber diesmal fühle ich mich durchschaut. Ich fühle mich erschöpft und müde. Ich bin fahrig und nicht bei der Sache, ich schwächele und bin unkonzentriert. Was wird er jetzt von mir denken? Wird er mich für drogensüchtig halten? Auf dem Espresso schwimmt ein pelziger Film, der Espresso will nicht wirken, kippt ins Gegenteil. Die Zigaretten, die ich aus einem Automaten gezogen habe, schmecken nach Fäulnis und Untergang.

Ich stürze den Espresso herunter und kaue auf dem Croissant herum. Ich sehe überall Uhren, sie ticken laut, sie haben Zeiger, sie sind digital, sie bewegen sich nicht. Sie prangen an der Wand oder machen sich auf Bildschirmen klein, unten in

der Ecke. Neben den Uhren hängen Spiegel, auf denen die Namen von Biersorten oder Bilder von leicht bekleideten Frauen auf poppig nachempfundenen Autos kleben. Aus der Jukebox dengelt eine jamaikanische Musikkonzerte. Ich möchte zahlen, der Barmann winkt ab, ich gehe auf die Straße, hole tief Luft und gehe einmal um den Block.

Währenddessen stelle ich mir einen Zug vor, der auf die Küste zufährt. Eine Frau sitzt in einem Großraumabteil, an einem Fenster, sie stützt den Kopf auf die linke Handfläche, der Ellenbogen ruht auf der Fensterablage, sie schaut in eine seelenruhige Landschaft. Büsche, Rapsfelder. Der Zug wird langsamer, bleibt im Nichts stehen, für fünf oder zehn Minuten, vorn im Abteil wird französisch geredet, es regnet. Ich weiß nicht, warum ich mir die Frau als Agentin vorstelle. Als Agentin, die einem Auftrag entgegenfährt.

Ein Passant, der nach Feuer fragt, holt mich wieder ins Jetzt zurück. Ich halte ihm ein Streichholz unter die Nase. Er bedankt sich.

Dann hole ich die Wäsche ab und steuere den Wagen an. Der Mercedes steht zwei Straßen weiter im Parkverbot. Wo auch sonst. Auf dem Zettel hinter dem Scheibenwischer steht ein kryptischer Satz, darunter eine Kontoverbindung und eine Telefonnummer. Ich werfe den Zettel weg. Im Wagen steht die Luft, ich lasse die Fenster herunter, mache das Radio an, suche nach einem Sender, betätige den Anlasser, im Rückspiegel sehe ich eine Frau mit Lockenwicklern, die neugierig meine Abfahrt beobachtet. Ich grüße freundlich und biege in den Boulevard ab.

Ich verlasse die Stadt, ich fahre aufs Land. Nicht an die Küste, sondern südwärts. Ich genieße die Fahrt. Das flirrende Grau, die weißen Striche auf dem Asphalt. Die Überlandkabel am Straßenrand, die Stapelhäuser hinter den Parkplätzen. Bungalows, Lagerhallen, Geschäfte. Die Ortsnamen auf Hinweisschildern. Die schönen Unterführungen, der tolle Beton. Außerhalb der Stadt stehen wuchtige Kraftwerke, Hochhäuser schauen stumpf auf eine Trabantenstadt herab, auf der Autobahn sitzen Menschen in Reisebussen und lassen sich verschaukeln.

Ich mag, was ich sehe. Ich weiß nicht, was Sophie sieht, vielleicht sieht sie sich die Seiten eines neuen Buchs an. Mag sein, dass sie Kartons schleppt. Anweisungen gibt. Mag sein, dass sie schon in ihrer neuen Wohnung sitzt und raucht. Aus Empathie stecke ich mir ebenfalls eine an, stelle dabei die Musik lauter, versuche, den plötzlich wieder einsetzenden Trauerschub niederzukämpfen. Der Himmel ist verhangen, der Verkehr wird dichter, die Musik im Radio anstrengender. Wind biegt an Antennen herum. Regen setzt ein, erst tröpfelnd, dann satt und massiv. Die Autobahn wird im Handumdrehen zur Waschküche. Ich sitze im Trockenen. Mein Leben ist eine Autofahrt. Das Leben außerhalb des Autos kommt mir mit einem Mal völlig sinnlos vor.

Ein Leben, das aus Beschränkungen besteht, aus fest gefügten Vorstellungen von Familie und Staat, von Kränkung und Wahn, Abweisung und Gleichmut, Blindheit und Architektur. Ich muss an Großvater denken. Im Grunde ist er mir unbekannt geblieben, ich habe nur wenige Erinnerungen an ihn. Bildfetzen. Große Säle, kleine Kammern. Ein grauhaariger,

alter Mann in einem Lehnstuhl. Ein tragisches Gesicht und eine harte Aussprache. Seine Art, sich zu räuspern, in jedes Räuspern eine Betonung zu legen. Seine Vorliebe für billige Zigarren, für geschmacklose Frauen. Sein Unverständnis jeglicher zeitgenössischer Musik gegenüber, die für ihn grundsätzlich aus Afrika zu kommen schien. Die von einem Stahlgestell gehaltenen Glasbausteine, die er seine Brille nannte und ohne die er überhaupt nichts mehr erkannt hätte. Die schweren Reiter. Sein Geburtsort an der Küste, der Ort, an dem die Geschichte begann, und die Stadt, die ihm schnell unheimlich wurde. Der weite Saal seines Landsitzes im Süden, die deutschen und amerikanischen Wagen auf dem Kiesweg davor.

Ich wechsele die Spur und drücke die nächste Zigarette aus. Langsame Lastwagen, Binnenlandbewohner mit Caravan, weitere Seniorenreisebusse. Ich bin auf dem Weg zum Landsitz, und in spätestens einer Stunde werde ich in einen Kiesweg einbiegen und vor ausladenden Fensterläden parken. Ich werde sehen, wie es mit dem Vermächtnis bestellt ist. Und die Sonne wird strahlen und kein Meer wird über irgendetwas hinwegrauschen können. Kerzen werden herunterbrennen. In einem abgedunkelten Raum.

Ein Sportwagen überholt mich, der Regen wird immer stärker, die Scheibenwischer quietschen durch die Fluten, das Radio strahlt eine Werbung für Sauce Andalouse aus. Von der Landschaft ist nicht mehr viel zu erkennen, von den hellen Farben, die normalerweise diese Gegend prägen, auch nicht. Ich fahre an Unfällen vorbei, an Autokolonnen der unfreiwilligen Art, ich werde angehupt, ich fühle mich angeschlagen und wertlos.

Ich möchte den Ort seines Sterbens aufsuchen, an seinem Grab stehen, seinen Namen in Stein gemeißelt sehen, bevor ich mich auf den Weg zurück in die Stadt mache.

Blau-weiße Streifen ziehen vorbei.

Im Wagen riecht es merkwürdig nach Topfpflanzen, fällt mir auf, ich schaue in den Rückspiegel, kann aber nichts erkennen. Die Rückbank ist leer.

Aus einem blau-weißen Spielmobil vor mir ragt ein Arm heraus und schwenkt eine rot leuchtende Kelle. Kurzes Aufblinken, dann eine unmissverständliche Lautsprecherdurchsage. Ich folge den Anweisungen. Wir nehmen die nächste Ausfahrt. Fahren in einen Ort hinein, bis der Streifenwagen an einem Seitenstreifen hält. Ich halte hinter ihm und lasse das Seitenfenster hinunter. Bestimmt dreinblickende Gesichter unter Schirmmützen. Der Regen prasselt lustig auf das Plastik ihrer Schirme und springt ihnen von da aus vors Gesicht. Es scheint ihnen nichts auszumachen. Durch den Regen werden ein, zwei Sätze laut, deutlich als Aufforderungen erkennbar. Eine hinausgehaltene Hand könnte ein Papier vorzeigen, nur kann ich dieses Papier gerade nicht finden. Mein Anblick muss reichen, denke ich, aber die Sicht ist schlecht, der Ton der Polizisten harsch und das Gesetz unerbittlich.

»Was ist mit Ihrem Ausweis?«

»Ich kann ihn grad nicht finden.«

»Haben Sie illegale Substanzen zu sich genommen oder führen welche bei sich?«

»Nein, natürlich nicht.«

Die nächste Aufforderung. Sie scheinen nicht zu wissen, mit wem sie es zu tun haben. Aber ich füge mich und steige

aus. Ich muss mich umdrehen. Ich werde befühlt. Sie finden nichts. Außer ein paar Zetteln, einer Postkarte, einigen Hustenkapseln. Der Regen scheint ein Erbarmen zu haben und wird ruhiger. Ich schaue auf zwei Polizistenhände, die auf schutzverpackten Waffen ruhen, Ringe tragen sie nicht. Ich frage mich, ob diese Untersuchung etwas mit dem Anschlag in der Stadt zu tun hat. Oder eine angeordnete Einschüchterungstaktik sein soll. Oder alles nur ein schlechter Zufall ist. Die Polizisten, zwei Gelegenheitsalkoholiker mit Bauch und miserabler Rasurtechnik, lassen jetzt einen Silberpudel los, der bislang unbemerkt in ihrem Wagen schlummerte und nun auf Kommando freudig den Mercedes nach Drogen und Dynamit abschnuppert. Sein puscheliger Schwanz wedelt hektisch, seine Nase ist feucht. Ich stehe abseits neben dem dickeren Polizisten und warte ab. Für einen Moment ist es still, Autos fahren keine vorbei. Wir schauen dem Hund zu, der, vom Ehrgeiz seiner beiden Chefs angestachelt, die Rückbänke abschnüffelt und auf den Polstern herumkratzt, seine kleine, feuchte Nase in jede Ritze steckt, vielleicht riecht auch er die Topfpflanzen. Die Autotüren stehen sperrangelweit offen, der dünne Polizist feuert den Pudel erwartungsvoll an, den dicken frage ich nach einer Zigarette. Hat er, Feuer dafür keins. Ich reiße ein Streichholz an. Ich nehme einen tiefen Lungenzug und überlege, wo ich meine Papiere gelassen haben könnte. Ich denke über die letzten Tage nach, über den Bahnhof, den unerbittlich nach Norden fahrenden Zug, ich denke an Sophie. In diesem Moment kommt der Pudel enttäuscht aus dem Wagen gehüpft. Nichts gefunden, umsonst gefilzt, kein Wedeln mehr. Er wird tröstend getätschelt, dann

darf er zurück in den Streifenwagen hopsen, wo er noch etwas vor sich hin hechelt, es war wohl anstrengend, und sich dann erschöpft zusammenrollt.

Den Kofferraum nehmen sich die Polizisten selbst vor. Im Kofferraum finden sich Feuerlöscher, Verbandskasten, Warn-dreieck, zwei leere Plastiktaschen, der Rollkoffer mit der frischen Wäsche und dem Buch. Sonst nichts, auch nicht unter dem Reserverad. Die Polizisten untersuchen den Koffer, schnüffeln an der Wäsche, schütteln das Buch aus, schauen in die leeren Plastiktaschen. Sie machen ebenfalls einen enttäuschten Eindruck. Allmählich steigt meine Stimmung. Sie wissen nicht, wer ich bin, sie können mir nichts nachweisen und aufhalten können sie mich auch nicht. Trotzdem verkünden sie, dass ich mich innerhalb von drei Tagen auf einer Wache zu melden habe. Mit Lichtbildausweis. Ich lasse mir nichts anmerken. Der Dünne wuchtet den Kofferraum zu, ich setze mich hinters Steuer und fühle mich erleichtert. Der automatische Anzünder klackt los. Niemand duckt sich. Rechts trägt ein Falke eine Feldmaus weg. Auch er bleibt unbehelligt. Der dicke Polizist reicht mir einen Zettel durchs Fenster, auf dem eine Summe angegeben steht, Bußgeld für Fahren ohne Ausweis. Ich starre den Zettel an und lege ihn beiseite. Wohin ich denn überhaupt wolle, will er dann wissen.

»Auf den Landsitz meines Großvaters«, sage ich wahrheitsgemäß und drücke ihm die nötigen Scheine in die Hand, zwei mehr als vorgegeben.

»Na, dann noch gute Fahrt«, wünscht er.

\*

Nach einer Stunde erreiche ich den Landsitz. Eine Kamera erkennt mich, das möbelwagenbreite Gittertor schiebt sich quietschend auseinander. Zwei Echsen huschen über den Kiesweg. Auf den Wiesen, hinter sauber geschnittenen Gebüsch und Hecken, stehen großformatige Bildschirme, auf denen es halb entkleidete junge Frauen mit unförmigen, wabernden Organismen treiben. Eine Kunstinstallation. Eine Wahnvorstellung. Ein Flimmern in der Ferne.

Ich reibe mir die Augen. Der Hof ist frei, keine ausländischen Fahrzeuge, ich parke im Schatten einer Platane. Die Fensterläden stehen offen, es ist niemand zu sehen. Der Kies knirscht. Das Portal öffnet sich ebenso automatisch wie das Gittertor. Ein livrierter Diener wartet hinter einem Stehpult.

»Ich nehme an, Sie sind gekommen, um Ihren Großvater zu sehen«, sagt er, ohne mich anzuschauen.

Ich nicke wortlos, auch er hält sich nicht mit Erklärungen auf, sondern weist mich in den nächsten Saal. Er ist recht hell, das Licht fällt breit durch die weiten Fenster, von der Decke baumeln riesige Lüster, das Parkett ist frisch gebohnt. Über den Boden läuft ein schmaler, roter Teppichstreifen; nach einigen Metern knickt er in einem Winkel von 90 Grad nach links und läuft auf eine Art Podest zu, auf dem ein verzierter, pompöser Holzsarg steht. Neben dem Sarg stehen drei hohe Kerzen, eine rote, eine weiße, eine blaue. Der Sargdeckel ist offen, Großvater liegt im einheitsgrauen Anzug da, mit gefalteten Händen, gekämmten, grauen Haaren, die wie künstlich aussehen. Der Körper liegt da wie tot, das Gesicht entstellt, die Haut hängt steif, und statt einer Brille hat er Silbermünzen auf den Augen. Unter ihm eine schwarze

Sargmatratze. Gute Verpichtung. Der komplette Sargausschlag aus einer Hand.

Ich verbeuge mich und warte auf ein Wort. Natürlich fällt keins. Der Pater Familias, der vom Widerstand überfallene Soldat, Kommandant einer Raketenstation der Besatzerarmee, jetzt liegt er da. Als Leiche. Bewegungslos. Starr, leblos, für immer stumm. Seine Haut hat die Farbe ausgewaschener Bettwäsche. Grauschleier. Falten. Keine Spur von Blut. Er ähnelt den Wesen draußen auf den Bildschirmen.

Es ist merkwürdig. Sein Anblick sollte eine Wirkung haben, eine Empfindung auslösen, Trauer, Melancholie, Schockstarre, irgendwas, stattdessen geht von seinem toten Körper eine Leere aus, ein Empfinden von Stillstand und Gleichgültigkeit. Tote Insekten, tote Amöben, der Tod im Besonderen, der nicht übertragbar ist. Der Tod, der langweilt. Ich versuche, mir sein Leben vor Augen zu führen. Es war ein herrisches Leben. Zielgerichtet, kompromisslos. Die Erfahrung des Angriffs auf die von ihm befehligte Raketenstation hat er nie verwunden können. Sein ganzes Leben, sein ganzes Denken hatte er auf dieses Trauma aufgebaut. Jahrelang hat er mit offenen Augen geschlafen. Danach überwachte er seine Besitztümer, herrschte, aber teilte nicht, nur seine lange vor ihm verstorbene Frau hatte Einfluss auf ihn ausüben können, nach ihrem Tod wurde er rasch alt und schwach. Bis es ihn in seinem großen Lehnstuhl erwischt hat.

Ich trete zwei Schritte zurück, atme durch und schaue mich um. Es stehen keine Stühle im Saal. Ich winke den Diener heran und frage ihn, wann genau Großvater verstorben ist.



»Vor exakt zehn Tagen.«  
»Warum wurde er noch nicht beerdigt?«  
»Es gab Gründe«, sagt der Diener.  
»Was für welche?«  
»Zum einen wollte man auf das Erscheinen Ihres Vaters warten. Ihr Vater ist aber erst vor zwei Tagen hier gewesen.«  
»Oh«, sage ich. »Und dann?«  
»Dann wollte man auf Ihr Erscheinen warten.« Er macht eine Geste, dass die Lautstärke unseres Gesprächs nicht dem Anlass angemessen sei, und winkt mich näher heran. »Ursprünglich sollte er in einem Kirchhof an der Küste bestattet werden«, flüstert er. Ich schaue mich um, erkenne aber niemanden, der durch unser Gerede gestört werden könnte. »Allerdings wurde der Kirchhof bei einer Sturmflut überschwemmt.«  
»Das weiß ich schon«, erkläre ich. »Und was passiert jetzt?«  
»Man wird ihn hier auf dem Landgut begraben.«  
»Steht schon ein Termin fest?«  
»Der letzte Wille Ihres Großvaters war, dass die Beerdigung unter Ausschluss der Öffentlichkeit und ohne Beteiligung der Familie stattzufinden habe. Den Termin und den genauen Ort werde ich Ihnen also nicht verraten können.«  
»Komische Geheimnistuerei«, sage ich, ernte aber nur einen ratlosen Gesichtsausdruck. Schließlich nickt er mir zu und schreitet rückwärts ans andere Ende des Teppichs. Ein um die Ecke biegender Schatten. Ein Echo von Schritten. Ich beschließe, mich ein letztes Mal an den verstorbenen Herrn zu richten.

»Ich konnte nicht eher kommen. Niemand hat mir gesagt, wo du bist. Auch Vater nicht. Ich habe an der Küste nach dir gesucht, aber der Friedhof dort existiert nicht mehr. Ich habe Vater vor seinen Flitterwochen getroffen, aber mit der Wahrheit wollte er nicht rausrücken.«

Schweigen.

Ich rümpfe die Nase. Räuspere mich. Ein milder Geruch von Verwesung liegt in der Luft. Ich überlege, ob ich von meinem Jurastudium erzählen soll. Das er angeleiert und finanziert hatte. Nach den Privatschulen in der Provinz. Von den leeren Hallen der Universität, den grauen Gesichtern in den Vorlesungen, den vertrockneten Büchern, vom immerwährenden Neonlicht in den fensterlosen Bunkern, diesem Raumschiff der Rechtswissenschaft. Von Sophie, die bald in der Stadt sitzen und Pläne zeichnen wird. Von den letzten Tagen, den Tagen an der Küste, wo ich sie kennen gelernt habe, den Tagen in der Stadt, von der seltsamen Postkarte und dem Anschlag, dem ich entkommen bin. Aber er reagiert nicht.

Ich reibe mir Schlaf aus den Augenwinkeln.

Am Fenster laufen drei Gärtner vorbei. Sie scheinen es eilig zu haben, sie laufen alle in dieselbe Richtung. Zwei Sekunden darauf erfolgt aus der ungefähren Gegenrichtung ein Schuss. Auf den Schuss folgt nichts. Ich lausche noch einige Sekunden lang, während ich in das hellblaue Fenster schaue, und wende mich dann wieder Großvater zu.

Sie haben ihm einen Anzug verpasst, ein Sakko, Zweireiher, linientreu; keine Uniform, keinen Trainingsanzug.

Der Diener erscheint erneut, ich kenne seine genaue Funktion nicht. Er hat eine Glatze. Er bringt ein karges Blech-

tablett mit einer Zigarre, die lustig gegen die Tablettkante rollt, aber nicht herunterfallen will. Er nickt mir auffordernd zu. Ich nicke dankbar und klemme mir die Zigarre zwischen die Zähne. Er hält mir ein entzündetes Benzinfeuerzeug hin. Auf dem Feuerzeug ist eine umgedrehte Krone eingraviert. Die Zigarre fängt Feuer und glüht zweimal kurz auf. Sie schmeckt pelzig. Husten muss ich nicht.

»Er riecht noch fast gar nicht. Wie kommt das?«

»Wir haben unsere Methoden. Wenn Sie näher herantreten, können Sie ihn schon riechen.«

Der Diener ist ein hagerer, schlaksiger Kerl von einem undefinierbaren Alter und mit dem Anlass angemessener fahler Haut; einer von denen, die schon immer dabei gewesen waren, einer von denen, die so selbstverständlich, so nahezu durchsichtig wirken, dass sie schon fast Schauspieler ihrer selbst sein könnten.

Ich räuspere mich und betrachte die glühende Zigarrenspitze. »Mein Vater sollte das Erbe antreten«, sage ich nach dem nächsten Zug.

»Er hat abgelehnt, um eine Bürgerliche zu heiraten.«

»Ja, ich weiß«, winke ich ab. Von diesen Hinweisen habe ich genug. Der Diener bleibt wie eine Wachfigur auf dem Parkett stehen, bevor er sich dann doch abwendet und in den Vorraum verschwindet. Ich hocke mich auf die Podeststufen, kaue auf der Zigarre und paffe müde Rauchwolken aus. Der Gestank vermischt sich mit dem süßlichen Geruch seiner Haut.

Ich wundere mich über die Leere. Ich hatte mit Trauergästen gerechnet. Mit Prominenz und Schick. Das pompöse Ein-

gangsportal, das weite Foyer, die breiten Stufen der Treppen in die oberen Stockwerke, die großen Kassetten Türen, die in die diversen Säle und Salons führen, das alles hatte ich mir belebter vorgestellt. Im Empfangssaal der schwere Sarg, von Kerzen umstellt, davor Holzstühle mit Aristokraten. Fahle Gesichter, schwindsüchtige, zitternde Leiber, die lieber die gesellschaftliche Ruhe bewahren würden. Am Ende seiner Tage hat sich Großvater die Nachrichten vorlesen lassen, da er trotz seiner Riesenbrille nicht mehr zu lesen vermochte. Er reagierte nur noch auf Stimmen.

Ich hüstle etwas, aber auch das bewegt nichts. Während ich mir fortschreitende Blindheit vorstelle, Sichtflecken, stärker werdende Unschärfen, eine verwaschene, untergehende, nach und nach blutgetränkte Welt, raschelt etwas. Eine Kirschsafte Welt, eine in Kirschsafte getauchte Welt, in der man nur noch die ewig gleichen Wege zurücklegen kann, die, die man blindlings zu gehen imstande ist. Dann knarrt es. Es sind Schritte. Als ich aufschaue, um die Schallquelle ausfindig zu machen, traue ich meinen Augen nicht. Es ist die Ange-traute meines Vaters, die Dame mit Schal, die mit hohen Ab-sätzen mal auf, mal neben den Teppich auftritt. Nichts hat sie angekündigt, nichts könnte ihr Erscheinen erklären. Sie ist ein Gespenst, das stöckelnd in den Saal geschwebt kommt und an mir vorbeilächelt. Das Gespenst ist allein, Vater folgt nicht, Sophie fehlt ebenfalls. Das Gespenst geht an mir vorbei, ohne mich weiter zu beachten, hält vor dem Sarg inne und macht die Andeutung eines Knickses, die blonden Haare wippen nach vorne, eine Unterwasserpflanze bei leichter Strömung. Hält es die Totenwache? Verwaltet es den Landsitz?